

FRANZ BRENTANO

DIE VIER PHASEN DER
PHILOSOPHIE
und ihr augenblicklicher Stand

nebst Abhandlungen über Plotinus,
Thomas von Aquin, Kant, Schopenhauer
und Auguste Comte

Mit Anmerkungen herausgegeben von

OSKAR KRAUS

Neu eingeleitet von

FRANZISKA MAYER-HILLEBRAND

VERLAG VON FELIX MEINER
HAMBURG

PHILOSOPHISCHE BIBLIOTHEK BAND 195

Erste Auflage 1926
Zweite, auf Druckfehler durchgesehene, sachlich
unveränderte Auflage 1968

Im Digitaldruck »on demand« hergestelltes, inhaltlich mit der
2. Aufl. von 1968 identisches Exemplar.

Wir bitten um Verständnis für unvermeidliche Abweichungen
in der Ausstattung, die der Einzelfertigung geschuldet sind.
Weitere Informationen unter: www.meiner.de/bod.

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographi-
sche Daten sind im Internet über <http://portal.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-7873-0012-9

ISBN eBook: 978-3-7873-2735-5

© Felix Meiner Verlag GmbH, Hamburg 1968. Alle Rechte vor-
behalten. Dies gilt auch für Vervielfältigungen, Übertragungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung
in elektronischen Systemen, soweit es nicht §§ 53 und 54 URG
ausdrücklich gestatten. Gesamtherstellung: BoD, Norderstedt.
Gedruckt auf alterungsbeständigem Werkdruckpapier, hergestellt
aus 100% chlorfrei gebleichtem Zellstoff. Printed in Germany.

www.meiner.de

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Einleitung von Franziska Mayer-Hillebrand.	VII
I. Die vier Phasen der Philosophie und ihr augen- blicklicher Stand (1895)	3
II. Plotinus („Was für ein Philosoph manchmal Epoche macht“) (1876)	35
III. Thomas von Aquin (1908)	63
IV. Über Kants Kritik der Gottesbeweise (1911/12)	83
V. Schopenhauer 1911/12)	91
VI. Auguste Comte (1869)	99
VII. Über voraussetzungslose Forschung (1901) . .	137
Anmerkungen Brentanos zu den vier Phasen der Philosophie*)	147
Anmerkungen des Herausgebers zum Gesamtwerk**) .	157
Namen- und Sachregister	165

*) Die Anmerkungen Brentanos sind durch Ziffern kenntlich.
**) Die Anmerkungen des Herausgebers sind durch Sternchen kenntlich.

Einleitung

Für die von O. Kraus in der Phil. Bibliothek (Bd. 195, 1926) herausgegebene Sammlung von Vorträgen und kleineren Abhandlungen F. Brentanos ist der Titel nach der ersten Abhandlung gewählt, die viel Zustimmung, aber auch mancherlei Widerspruch hervorgerufen hat. Dies trat schon zu Tage, als Brentano am 28. November 1894 vor der „Literarischen Gesellschaft“ in Wien einen Vortrag über dieses Thema hielt, und mehr noch, als die vorliegende Abhandlung in 1. Aufl. 1895 bei Cotta erschienen war.

Die Geschichte der Philosophie sei, führt Brentano aus, durch eine eigentümliche Gesetzmäßigkeit charakterisiert. Während andere Wissenschaften einen stetigen Fortschritt zeigen, der nur zuweilen durch eine Zeit des Stillstandes unterbrochen wird, ist die Geschichte der Philosophie, ähnlich wie die Geschichte der schönen Künste, durch einen Wechsel von Aufstieg und Verfall gekennzeichnet, der sich in Altertum, Mittelalter und Neuzeit wiederholt. Vier Phasen seien in diesem Wechsel feststellbar.

Die erste Phase umfaßt die ganze aufsteigende Entwicklung. Sie ist charakterisiert einerseits durch ein lebendiges und reines theoretisches Interesse und andererseits durch eine naturgemäße, gesunde Methode. – Im Altertum begann diese erste Phase mit den Jonischen Naturphilosophen, bei denen das Staunen über die Rätsel der Welt den Wissenstrieb entzündete. Die von ihnen in Anwendung gebrachten Methoden waren zwar vielfach noch primitiv und verbessерungsbedürftig, doch schwangen sich diese frühen griechischen Philosophen von Erfahrung zu Erfahrung und von Hypothese zu Hypo-

these empor, bis es nach 300 Jahren zur Ausbildung von so weitumfassenden Theorien kommen konnte, wie die bereits allgemeingültige Erkenntnisse anstrebende Ideenlehre Platons und vor allem die Philosophie des Aristoteles.

Dann aber traten an die Stelle des rein theoretischen Interesses praktische Bedürfnisse; die Philosophie sollte z. B. als Religionsersatz oder als Stütze staatlicher Autorität dienen. Dies brachte eine gewisse Verflachung und Popularisierung mit sich, was sich im Altertum besonders deutlich in den Systemen der Stoia und des Epikureismus zeigte. Brentano bezeichnete dieses Stadium als die erste Phase des Verfalls.

Die Popularisierung und damit der Mangel an wissenschaftlicher Strenge philosophischer Gedankengänge führte als Reaktion eine Periode der Skepsis herbei, die nun als zweites Verfallsstadium folgte. Die radikalere Form (Pyrrhonismus) spricht dem Verstande die Fähigkeit zu sicherer Erkenntnis überhaupt ab oder beschränkt sie auf die kümmerlichsten Überreste. Die mildere Form, vertreten vor allem durch die Eklektiker, ließ nur Wahrscheinlichkeitsurteile gelten; volle Sicherheit des Erkennens sei nicht erreichbar.

Da aber die Skepsis auf die Dauer nicht zu befriedigen vermag, versuchte man durch phantastische Mittel und unnatürliche Methoden Erkenntnisse zu erlangen. Man nahm intuitive Kräfte, mystische Steigerungen des psychischen Lebens an, die zu unmittelbaren Einsichten führen sollten. Brentano nennt dieses dritte Stadium des Absinkens die Phase des äußersten Verfalls und weist als Beispiel dafür besonders auf den Neuplatonismus hin, als dessen Vertreter er Plotinus hervorhebt.

Ähnlich verlaufe die Entwicklung in Mittelalter und Neuzeit.

Gegen diese Gesetzmäßigkeit, die Brentano aus der Erfahrung abstrahieren und aus der Organisation des menschlichen Geistes erklären zu können glaubte, wurden aber eine Reihe von Einwänden vorgebracht. Leicht zurückzuweisen ist der Einwurf, daß die angeführten Stadien nicht scharf getrennt werden können, was, wenn es sich um ein Gesetz im strengen Sinne handeln würde, der Fall sein müßte. Brentano war sich

selbstverständlich bewußt, daß die einzelnen Phasen nicht deutlich gesondert aufeinander folgen, er wollte sie nur nach dem in ihnen vorherrschenden Charakter kennzeichnen. Nicht auf ein aus den Begriffen einleuchtendes Gesetz, das allgemein und ausnahmslos gilt – wie etwa der Satz des Widerspruchs – beabsichtigte er hinzuweisen, sondern auf eine Gesetzmäßigkeit oder Regelmäßigkeit, die sich in der Geschichte der Philosophie beobachten läßt.

Auch der Einwand, daß die Geschichte der Philosophie durch Brentanos Einteilung in sehr ungleiche Perioden zerfällt, was unschön und unbefriedigend sei, ist unschwer abzuweisen. Es komme, meint Brentano, nicht darauf an, alle Erscheinungen mit gleicher Ausführlichkeit zu behandeln, sondern darauf, das Wesentliche und Wichtige hervorzuheben.

Eine eingehendere Auseinandersetzung würde jedoch der von verschiedenen Seiten her gegen Brentanos Phasenlehre erhobene Vorwurf verlangen, daß sie unhaltbar sei, weil sich „untragbare Konsequenzen“ aus ihr ergeben. Man hat, was schon O. Kraus in seiner Einleitung hervorhob, nicht nur Anstoß daran genommen, daß ein Plotinus (s. Abhdl. II. des vorliegenden Bandes) in die vierte Phase eingereiht wurde, sondern viel mehr noch, daß in neuerer Zeit Fichte, Schelling, Hegel, Schopenhauer und andere hoch angesehene Philosophen von Brentano in diese Phase des äußersten Verfalls versetzt wurden. Kant würde wegen seiner „synthetischen Urteile a priori“ dieses Stadium gewissermaßen einleiten. Dieser Einwand wurde in verschiedenen Varianten wiederholt, als Brentanos von mir herausgegebenen Vorlesungen über die „Geschichte der griechischen Philosophie“ (Francke Verlag, Bern 1963) erschienen, die nicht nur einleitend auf das „Gesetz der Vier Phasen“ hinweisen, sondern auch nach dem Gesichtspunkt angeordnet sind, daß die Perioden der Aufwärtsentwicklung in höherem Maße unser Interesse in Anspruch nehmen sollten, als die Zeiten des Verfalls.

Ich will hier nur H. Bergmanns Besprechung: „Brentano and the History of Greek Philosophy“ (Philosophy and Phenomenology Review, Vol. 1, No. 1, 1967, pp. 1–12) zitieren:

menological Research, Vol. XXVI, Nr. 1, pg. 94 ff.) kurz anführen.

Das „Gesetz der Vier Phasen“ habe, meint Bergmann, „devastating consequences for Brentanos school“ gehabt. – Aber sicher kann es nicht als Kriterium für die Richtigkeit oder Unrichtigkeit einer Theorie gelten, ob ihr größerer oder geringerer Erfolg beschieden ist. Überdies mehren sich die Anzeichen dafür, daß Brentanos Bedeutung immer mehr zur Anerkennung gelangt, so daß die behaupteten „devastating consequences“ nicht beunruhigend erscheinen. Wie sich O. Kraus ausdrückte, ist „Brentano nicht der Philosoph von gestern, sondern von morgen“ (Vorwort zu „Wahrheit und Evidenz“). H. Bergmanns Sympathien für viele der Philosophen, die Brentano in seine Verfallsperioden einordnete, sind unverkennbar. Es sei ihm zugegeben, daß er sowohl die Anhänger E. Husserls wie die Existentialphilosophen verschiedener Schattierung auf seiner Seite hat. Im Band „Die Abkehr vom Nichtrealen“ (Francke Verlag, Bern 1966) werden die Argumente Brentanos behandelt, die, wenn sie nicht in überzeugender Weise widerlegt werden können, allen Schulen, die Nichtreales anerkennen, ja gewissermaßen zu ihrem Fundament machen, den Boden entziehen.

Es kann hier nicht im einzelnen auf Brentanos Begründung seines Standpunktes eingegangen werden, doch möchte ich hervorheben, daß die kurze Abhandlung „Die Vier Phasen der Philosophie“ darum besonders bemerkenswert ist, weil sie den Wechsel zwischen Aufstieg und Verfall als Ergebnis unseres geistigen Entwicklungsganges darstellt und durch Beispiele verdeutlicht. Brentanos Theorie geht, wie C. Stumpf berichtet („Lebensläufe aus Franken“ Bd. II. Würzburg 1918), schon in das Jahr 1860 zurück; sie enthält nicht nur Brentanos Auffassung über die Entwicklung der Geschichte der Philosophie, sondern ein Arbeitsprogramm, das sein ganzes Leben hindurch unverändert geblieben ist.

Wir finden seine Forderung, am wissenschaftlichen Charakter der Philosophie festzuhalten, und den Kampf gegen jene

Systeme, die Spekulationen an die Stelle genauerer, immer wieder überprüfter Beobachtungen und gewissenhafter Deduktionen setzen – wenn auch nicht immer mit Heranziehung der Phasentheorie – in vielen anderen seiner Schriften. So in den übrigen, aus verschiedenen Jahren stammenden Abhandlungen des vorliegenden Bandes, in der „Psychologie vom empirischen Standpunkt“ (1. Aufl. 1874), in der Abhandlung: „Nieder mit den Vorurteilen!“, die den wichtigsten Teil des Bandes „Versuch über die Erkenntnis“ (Bd. 194 der Phil. Bibl.) ausmacht, in der Sammlung „Über die Zukunft der Philosophie“ (Bd. 209 der Phil. Bibl.), im Band „Die Abkehr vom Nichitrealen“ (Francke Verlag 1966); im weiteren Sinne eigentlich in allen Werken Brentanos.

Um Brentanos Einstellung ins rechte Licht zu setzen und zu zeigen, daß es ihm nur um die Erhaltung des wissenschaftlichen Charakters der Philosophie zu tun war und nicht etwa um persönliche Polemik, sei noch eine Stelle aus seinem Vorwort zu „Die Vier Phasen der Philosophie“ (S. 4) zitiert. „Im übrigen sei noch bemerkt, daß man mich durchaus mißverstehen würde, wenn man glaubte, ich wollte jenen epochemachenden Denkern, die ich nicht als wahre Förderer der Philosophie verehren kann, deshalb etwas von ihrer ungewöhnlich hohen Begabung absprechen. – So möge man denn insbesondere auch da, wo ich von Kant handle, meine wahre Meinung über den außerordentlichen Geist nicht verkennen.“

Was Brentano mit seiner Theorie von den vier Phasen anstrebt, ist, darauf hinzuweisen, daß eine geistige Entwicklung in einer bestimmten Weise von Aufstieg und Abstieg verläuft. Damit ist es, wie schon O. Kraus in seiner Einleitung hervorgehoben hat, durchaus vereinbar, daß Vertreter verschiedener Phasen nebeneinander leben und wirken, ja daß in einer und derselben Persönlichkeit sich die Merkmale verschiedener Perioden nacheinander zeigen.

Nie hat Brentano die Hoffnung auf einen neuerlichen Aufschwung der Philosophie aufgegeben. Dieser werde, so vertraute er, eintreten, wenn die Philosophen zu den „eigent-

XII

Einleitung

lichen, lauteren Quellen“ zurückkehren, wenn die wissenschaftliche Methode, die Schritt für Schritt voranschreitet und das Gewonnene immer von neuem überprüft, wieder Grundlage der Philosophie geworden ist.

Innsbruck, Oktober 1967

Franziska Mayer-Hillebrand

I

DIE VIER PHASEN
DER PHILOSOPHIE UND IHR
AUGENBLICKLICHER STAND

⟨1895⟩

Die erste Auflage der Schrift trug die Widmung:

Der Akademischen Jugend von Österreich-Ungarn
zum Ausdruck meiner Dankbarkeit
für so viele Zeichen wärmster Teilnahme
herzlich zugeeignet.

Vorwort

Was ich hier biete, ist ein am 28. November 1894 vor der „Litterarischen Gesellschaft in Wien“ gehaltener Vortrag.

Man hatte mich ersucht, mit Rücksicht auf ein Werk, das der Verein herausgegeben, vor der Versammlung zu sprechen; und in der Tat wird, wer das Buch „Der grundlose Optimismus“ von H. Lorenz gelesen, für keines seiner wesentlichen Momente die Kritik vermissen. Wem es aber unbekannt ist, dem wird der Vortrag darum nicht minder verständlich sein. Sein Inhalt steht für sich selbst.

Die vornehmsten philosophischen Interessen der Gegenwart werden in dem Vortrage berührt. Seine Auffassung der Geschichte der Philosophie mag manchen als neu befreunden; mir selbst steht sie seit Jahren fest und wurde auch seit mehr als zwei Dezennien, wie von mir, so von einigen Schülern den akademischen Vorlesungen über Geschichte der Philosophie zu Grunde gelegt. Daß sie Vorurteilen begegnen, und daß diese vielleicht zu mächtig sein werden, um beim ersten Anprall zu weichen, darüber ergebe ich mich keiner Täuschung. Immerhin hoffe ich von den vorgeführten Tatsachen und Erwägungen, daß sie bei dem, welcher denkend folgt, nicht ohne Eindruck bleiben können.

Ich habe mich bemüht, dem Verständnis möglichst jede Schwierigkeit zu nehmen. Kurze Noten, am Schlusse beigefügt, verfolgen unter anderm die Ab-

sicht, dem mit der Geschichte weniger Vertrauten die chronologische Ordnung sichtlich zu machen.

Im übrigen sei noch bemerkt, daß man mich durchaus mißverstehen würde, wenn man glaubte, ich wolle jenen epochemachenden Denkern, die ich nicht als wahre Förderer der Philosophie verehren kann, deshalb etwas von ihrer ungewöhnlich hohen Begabung absprechen. In seinem Urteil über den wissenschaftlichen Wert des Hegelschen Systems bin ich mit Schopenhauer einig; in seiner Verachtung der geistigen Kraft des Mannes kann ich ihm unmöglich beipflichten. So möge man denn insbesondere auch da, wo ich von Kant handele, meine wahre Meinung über diesen außerordentlichen Geist nicht erkennen. Seine Leistungen für die Naturwissenschaft, ähnlich wie die eines Proklus für die Mathematik, bleiben von dem über sein philosophisches System Gesagten ohnehin ganz unberührt.

W i e n , 18. Januar 1895.

F r a n z B r e n t a n o .

Hochgeehrte Versammlung!

1. Hieronymus Lorm hat in seiner Schrift „der grundlose Optimismus“¹⁾) uns ein Buch geschenkt, das die vornehmsten philosophischen Fragen behandelt. Die Litterarische Gesellschaft in Wien hat es verlegt und wünscht heute, daß ich mit Bezug darauf vor Ihnen spreche.

Nun hat ein vereinzelter philosophischer Vortrag — wenn man nicht unter lauter eigentlichen Fachmännern sich findet — immer etwas Mißliches. Man isoliert, was tatsächlich durch mannigfache Beziehungen mit anderem verknüpft ist. Was das allgemeine Interesse am lebhaftesten erweckt, ist nicht, was der allgemeinen Einsicht am besten zugänglich gemacht wird. Denn das, offenbar, sind die elementaren Fragen. Aber hier ist die Betrachtung unscheinbar und trocken; man ahnt zunächst gar nicht, wie sie in entfernter Wirkung an das Erhabenste röhren, und, wenn man bei ihnen verweilte, so würde man dem schlimmsten der Übel verfallen, man würde langweilig werden. Diesmal hatte ich auch gar nicht die Möglichkeit zu einem solchen einfachsten Gegenstand zu greifen; durch die Rücksicht auf das Werk von Lorm war das Gebiet, aus dem ich das Thema zu wählen hatte, mir in gewisser Weise abgegrenzt.

Trotz alledem habe ich Ihrem Rufe Folge geleistet. Indem die Litterarische Gesellschaft ein ernstes philosophisches Werk veröffentlicht, gibt sie kräftig schön

gegen diejenigen Zeugnis, welche die Teilnahme für Philosophie in weiterem Kreis für erloschen erklären.³⁾ Es ist dies eine Tat, die Anerkennung und Dank verdient.³⁾

2. Das Buch von Lorm besitzt hohe Vorzüge. Der großherzige Sinn des Verfassers lebt in seinem Werke, und es ist reich, teils an geistvoll anregenden, teils an schneidig scharfsinnigen Bemerkungen. Denn auch auf die Kritik anderer geht Lorm ein und verweilt viel bei der Würdigung sowohl der Tageserscheinungen, als der geschichtlichen Entwicklung, die zu den heutigen philosophischen Zuständen führte.

Seinen eignen Aufstellungen fehlt es nicht an Originalität. Eher möchte ich sagen, daß das allzustarke Hervortreten subjektiver Eigentümlichkeit ihre Allgemeinbedeutung in Frage stelle. Zugleich aber erweist sich Lorm doch wesentlich als echtes Kind seiner Zeit. Schon die Wahl des Themas deutet auf die pessimistischen Tagesströmungen hin. Und ebenso lebt in dem Verfasser die hohe Ehrfurcht vor Kant, die für unsere Zeit charakteristisch ist; ja dies auch mit der jetzt gemeinüblichen Unterscheidung: die Kritik der reinen Vernunft wird hochgefeiert, sie gilt Lorm als der gesicherte Ausgangspunkt aller künftigen Forschung; die Kritik der praktischen Vernunft dagegen wird als gänzlich unhaltbar und „brüchig“ verworfen.

Indem nun Lorm, wie erwähnt, sich viel bemüht, Licht über die philosophische Gegenwart und ihre Vorgeschichte zu verbreiten, finde ich mich veranlaßt, dieses auch meinerseits zu versuchen. Und es scheint mir dies ratsamer als ein Eingehen in jene eigentümlichen Stimmungen, die Lorm als „grundlosen Optimismus“ bezeichnet hat; sagt er doch selbst am Schlusse des Buches: „Nur einzelnen . . . sind diese Betrachtungen gewidmet; sie wenden sich nicht an

Korporationen, nicht an die Kollektivvernunft von Vereinen“⁴⁾) — also offenbar auch nicht an die Kollektivvernunft des Literarischen Vereins in Wien selbst, der das Werk verlegt.

3. Die Geschichte der Philosophie ist eine Geschichte wissenschaftlicher Bestrebungen, und hat darum in gewissen Beziehungen Ähnlichkeit mit der Geschichte anderer Wissenschaften. In anderen Beziehungen aber zeigt sie sich von ihr verschieden und mehr der Geschichte schöner Künste analog. Während andere Wissenschaften, solange sie überhaupt betrieben werden, einen stetigen Fortschritt aufweisen, der nur einmal durch eine Zeit des Stillstandes unterbrochen wird, zeigt die Philosophie, wie die schöne Kunst, neben den Zeiten aufsteigender Entwicklung Zeiten der Decadence, die oft nicht minder reich, ja reicher an epochemachenden Erscheinungen sind als die Zeiten gesunder Fruchtbarkeit. Dabei findet sich eine gewisse Gesetzmäßigkeit. Wie bei der schönen Kunst verschiedene Perioden in Entwicklung und Verfall ihr Gemeinsames und Analoges aufweisen, so verläuft die Geschichte der drei großen Perioden, welche die abendländische philosophische Forschung unterscheiden läßt, in wesentlich analoger Weise.

In der Periode des Altertums, des Mittelalters und der Neuzeit bis zum Zusammenbruch der Hegelschen Geistesherrschaft lassen sich je vier Stadien unterscheiden, die bei aller Verschiedenheit sich doch innerlichst verwandt sind, so zwar, daß für den der einmal darauf aufmerksam geworden, die Ähnlichkeit unverkennbar ist. Kulturpsychologische Erwägungen einfachster Art machen auch diese merkwürdige Übereinstimmung vollkommen begreiflich.

Die erste Phase, die ich meine, umfaßt die ganze aufsteigende Entwicklung. Ihr Beginn ist immer durch ein doppeltes charakterisiert:

e i n m a l durch ein lebendiges und reines theoretisches Interesse — durch das Staunen, sagten mit Recht schon Platon und Aristoteles, sind die Menschen zuerst zu philosophischen Forschungen getrieben worden —;

d a n n durch eine wesentlich naturgemäße, wenn auch gewiß noch mannigfacher Ausbildung bedürftige Methode. Mit ihrer Hilfe entwickelt sich die Wissenschaft, teils indem sich die Hypothesen vervollkommen, teils indem die Untersuchung sich ausdehnt und neue Fragen in Angriff nimmt.

Die zweite Phase ist die, welche das erste Stadium des Verfalles bildet. Dieser wird jedesmal eingeleitet durch eine Schwächung oder Fälschung des wissenschaftlichen Interesses. Irgendwelche praktische Motive werden nunmehr vornehmlich für die Forschung bestimmend. Infolge davon wird sie nicht mehr gleich streng und gewissenhaft betrieben. Es fehlt den Gedanken an Kraft und Tiefe, und wenn statt der Tiefe eine gewisse größere Breite gewonnen wird, und weitere Kreise an den popularisierten Lehren einer philosophischen Sekte teilnehmen, so ist dies doch für den Verlust der eigentlich wissenschaftlichen Energie kein wahrer Ersatz.

Bei so verschlechtertem Zustand kommt es nun zu einer Art geistiger Revolution, die das zweite Stadium des Verfalles bildet. Es ist die Epoche der vorherrschenden Skepsis. Die unwissenschaftlich gewordene Wissenschaft hat sich des Vertrauens unwürdig gemacht; es wird ihr versagt. Ja weitergehend wird nun überhaupt dem Verstande die Fähigkeit zu irgendwelcher sicheren Erkenntnis abgesprochen, oder doch dieselbe auf die kümmerlichsten Überreste beschränkt.

Aber die Skepsis ist nicht etwas, was das menschliche Begehrten befriedigt. „Alle Menschen“, sagt Ari-

stoteles in den berühmten Eingangsworten zu seiner Metaphysik, „streben von Natur nach dem Wissen.“ Das natürliche Verlangen nach Wahrheit, von der Skepsis in seinem Laufe gehemmt, bricht sich gewaltsam Bahn. Mit krankhaft gesteigertem Eifer kehrt man zum Aufbau philosophischer Dogmen zurück. Zu den natürlichen Mitteln, mit welchen die erste Phase gearbeitet, erdichtet man sich ganz unnatürliche Erkenntnisweisen, Prinzipien, die ohne alle Einsicht sind, geniale unmittelbar intuitive Kräfte, mystische Steigerungen des intellektuellen Lebens, und bald schwelgt man in dem vermeinten Besitz der erhabensten, alles menschliche Vermögen weit übersteigenden Wahrheiten.

Hiemit ist das äußerste des Verfalls gegeben. Der Gegensatz zu dem Zustand, der zur ersten gedeihlichen Forschung geführt, ist der ausgesprochenste. Man meint, alles zu wissen, und weiß nichts; denn man weiß nicht einmal das eine, was man beim Beginn der Periode gewußt und schmerzlich sehnend gefühlt hatte, — nämlich daß man nichts weiß.

4. Blicken wir zunächst auf die Periode des Altertums, um zu sehen, wie ihr Verlauf der eben gegebenen Schilderung wirklich entspricht.

Die griechische Philosophie hob an mit der J oni-schen Naturphilosophie. Es ist ganz deutlich, wie das Staunen über die Rätsel der Welt hier den regsten Wissenstrieb entzündete. Anaxagoras, einer der größten unter den Joniern, vernachlässigt die Verwaltung seiner Güter und verzichtet, da die Verwandten ihn darob schelten, leichten Herzens auf sein ganzes Vermögen, um frei der Forschung sich hinzugeben. Auch von seiner politisch bevorzugten Stellung als Aristokrat will er keinen Gebrauch machen. Er lehnt es auf das entschiedenste ab, sich der Verwaltung seiner Vaterstadt anzunehmen. „Der

Himmel“, sagt er, „ist mein Vaterland, und die Be- trachtung der Gestirne ist meine Bestimmung.“

Und, wie ein lebendiges und reines theoretisches Interesse, so besitzen diese ältesten Hellenen auch eine naturgemäße Methode. Es mag dies wundernehmen, indem viele — und auch Comte hat das Vorurteil begünstigt, — heute die Meinung hegen, daß die Menschen zunächst ganz sach- und naturwidrig vorgegangen und erst sehr spät auf eine entsprechendere Forschungsweise verfallen seien. Aber bei der Kindheit der Menschheit war es ähnlich, wie bei der Kindheit jedes einzelnen. Lavoisier⁴⁾ macht darauf aufmerksam, wie rasch unsere Kinder von Entdeckung zu Entdeckung fortschreiten, von der Natur selbst den richtigen Weg der Forschung geführt. Wer das neue, von Billroth⁵⁾ hochbewunderte Werk von Theodor Gomperz⁶⁾ über die griechischen Denker zur Hand nimmt, mag sich anschaulich davon überzeugen, daß ich dem Verfahren der alten Jonier eine nicht unverdiente Anerkennung zollte.*)

Mit solchem Interesse und mit solcher Methode arbeitet sich nun die griechische Philosophie empor. Die Hypothesen vertiefen sich; die Fragen vervielfältigen und verflechten sich, und es kommt schließlich zum Aufbau weitumfassender Lehrsysteme. Nach dreihundert Jahren⁷⁾ ist bereits ein wissenschaftlich so bedeutendes Werk wie die Philosophie des Aristoteles möglich geworden.*)

Dieser aber war dann auch die letzte große Erscheinung des aufsteigenden Stadiums der antiken Philosophie; alsbald nach ihm beginnt das erste Stadium des Verfalles, und zwar ganz deutlich in der Weise, daß das theoretische Interesse einem praktischen Interesse weicht.

5. Das ganze griechische Leben war damals in einem Zustand der Auflösung. Der Glaube an die Volks-

religion war dahin, und auch die Autorität der altüberlieferten staatlichen Einrichtungen war gebrochen. Nicht sowohl aus theoretischem Bedürfnis, sondern vor allem in praktischer Beziehung wurde die Philosophie als Nothelferin angerufen.

Die Stoia⁹⁾ und der Epikureismus¹⁰⁾ mit ihrem einseitig praktischen Charakter sind die beiden Schulen, welche dieses erste Stadium des Verfalles im Altertum vertreten. In beiden Systemen unterschied man drei Teile der Lehre; eine Ethik, Logik und Physik. Aber Logik und Physik führten eine kläglich herabgedrückte Existenz als Dienerinnen der Ethik, wobei zugleich diese selbst in ihrer wissenschaftlichen Bedeutung sank; sehr natürlich, weil ohne ein tieferes Studium der menschlichen Natur weder über ihre Aufgabe noch über die Wege zu deren Erfüllung Klarheit zu gewinnen ist.

Verlor die Schule an Tiefe, so nahm sie dafür an Breite zu. Die Anhänger des Epikur waren ungleich zahlreicher als die Schüler des Platon oder Aristoteles gewesen. Und wenn keinen, der seine Lehre wissenschaftlich fortbildete, so hat doch Epikur unter seinen Anhängern einen genialen Dichter¹¹⁾ gefunden, wie er weder den Platonismus, noch auch, wenn man nicht die späte Zeit der Göttlichen Komödie einbezieht, die peripatetische Philosophie jemals verherrlicht hat.

6. Es folgt darauf das zweite Stadium des Verfalles, das der Skepsis. In zweifacher Form tritt sie in der Geschichte des Altertums auf. Die mildere ist die der Neueren Akademie¹²⁾, die überall nur Wahrscheinlichkeit, in keiner Frage also jene Sicherheit für erreichbar erklärt, welche definitiv die Möglichkeit des Irrtums ausschließt. Die strengere Form ist die des sog. Pyrrhonismus. Pyrrho, nach dem die Schule sich nennt, hatte schon zur Zeit Alexanders des Großen gelebt, aber zunächst mehr Befremden er-

weckt, als Beifall geerntet.^{*)} Anders wurde es in der späteren Zeit, als der Dogmatismus der Stoiker und Epikureer abzuwirtschaften begann. *Aenesidemus*¹³), *Agrippa*¹⁴), *Sextus Empirikus*¹⁵), die bedeutendsten Männer der Richtung, gehörten dieser Epoche an.

Neben den milderen und strengerden Skeptikern sind auch noch die *Eklektiker* zu nennen. Indem diese es sich erlaubten, von den verschiedenen Schulen aufzunehmen und zurückzuweisen, was ihnen beliebte, vermochten sie selbst zu keiner festen Überzeugung zu gelangen. *Cicero*, der vornehmste unter den Eklektikern¹⁶), fühlt sich darum ausgesprochenermaßen den Skeptikern der neueren Akademie wesentlich verwandt.

Bedenkt man, wie in der späteren Zeit des Epikureismus und Stoizismus auch in diese Schulen mehr und mehr ein Eklektizismus eindrang, so erkennt man, wie in Wahrheit damals alle Philosophie von einer gewissen skeptischen Stimmung angekränkelt war. Die weitesten Kreise der Gesellschaft waren davon ergriffen. Wenn Jesus, vor *Pilatus* stehend, ihm erklärt, er sei in die Welt gekommen, um der Wahrheit Zeugnis zu geben, so entgegnet dieser ihm skeptisch mit der Frage: „Wahrheit, was ist Wahrheit?“

7. Aber auch bei dieser Skepsis ist es im Altertum nicht geblieben. Es erfolgte vielmehr die gewaltigste Reaktion, die man sich nur denken kann. Die *judaisierenden Platoniker*¹⁷), die *Neupythagoreer*¹⁸) gehören ihr, und hiemit dem dritten Stadium des Verfalles der antiken Philosophie an. Die weitaus bedeutendste Erscheinung dieser Klasse ist aber der *Neuplatonismus*, der in der Welt des Intelligibeln schwärmt und schwelgt. *Ammonius Sakkas*¹⁹), *Plotin*²⁰), *Porphyrius*²¹), *Jamblichus*²²), *Proklus*²³) und viele andre

waren gefeierte, ja vergötterte Schulhäupter. Für die mangelnde Erkenntnis der Gesetzmäßigkeit der Natur wurde von Proklus und andern die künstlichwillkürlich gebildete Regelmäßigkeit eines triadischen Systems als Surrogat verwendet.

Soviel mag zur Bewährung unsers Gesetzes von den vier Phasen der Philosophie bezüglich des Altertums genügen.

8. Wenden wir uns zum Mittelalter.

Wir finden hier deutlich dasselbe Schauspiel. Die germanisch aufgemischten Völker des Abendlandes, ebenso wie die Araber, zeigen sich alsbald vom regsten Wissenstrieb ergriffen. Und sofort wird auch herausgefunden, welcher unter den alten Denkern für sie der wahre Meister des Wissens werden kann. Mit einer staunenswerten Vollkommenheit eignen sich die Scholastiker in relativ kurzer Zeit²⁴⁾ das durch die Unkenntnis des Griechischen so wesentlich erschwerte Verständnis des Aristoteles an. Weder Alexander von Aphrodisias noch Simplicius hatte ihn auch nur entfernt so vollkommen als der große Lehrer des dreizehnten Jahrhunderts, Thomas von Aquino²⁵⁾, verstanden. Das wäre ohne eine gewisse kongeniale Denkweise unmöglich gewesen; und diese hat denn auch Thomas, sowohl in andern Stücken, als insbesondere in der in politischer Philosophie so vorgeschrittenen, berühmten Schrift „De regimine principum“ bewährt. Welche weiteren Fortschritte durfte man da nicht erhoffen!

9. Aber sieh da! unmittelbar nach Thomas beginnt für die mittelalterliche Philosophie der Verfall. Es ist deutlich zu erkennen, daß eine Schwächung und Fälschung des reinen wissenschaftlichen Interesses zu ihm führte.

Die vorzüglichsten Träger der philosophischen Wissenschaft im Mittelalter waren die beiden großen

Bettelorden der Dominikaner und Franziskaner. Beide hatten angesehene Lehrer hervorgebracht; doch durch Albert den Großen und Thomas von Aquino hatte schließlich der Dominikanerorden alle Leistungen der Franziskaner in Schatten gestellt. Das erregte bei diesen eine nicht geringe Eifersucht. Und so wurde denn, da in Duns Scotus²⁶⁾ den Franziskanern ein energischer und fruchtbare Schriftsteller erwuchs, dieser von ihnen als Führer auf den Schild erhoben. Jeder Franziskaner wurde auf seine Lehre, wie alsbald dann auch jeder Dominikaner auf die des Thomas verpflichtet. Die Wahrheits- und Weisheitsliebe entartete nun in pure Rechthaberei. Alle Beobachtung und gewissenhafte Berücksichtigung widerstrebender Tatsachen trat zurück. Durch eine spitzfindige, ja ins Sinnlose gehende Distinguiererei wurde jede noch so wohl begründete Objektion dialektisch scheintot gemacht. Duns Scotus erfand sogar zu den zwei althergebrachten Weisen der Distinktion, der realen und begrifflichen, eine dritte, die er die formale nannte, die kleiner als die erste, größer als die zweite sein sollte, bei der sich schlechterdings nichts Klares denken, mit der sich aber um so leichter in Worten herumstreiten ließ.²⁷⁾

Die Disputiersucht wuchs ins Ungeheuerliche. Der Scotist Franz von Maironis führte in Paris den großen actus Sorbonnicus ein²⁸⁾, eine wahrhaft grausame Menschenschinderei, worin sich ein armer Disputax volle zwölf Stunden lang (eine kleine Mittagspause ausgenommen) gegen jeden, der seinen dialektischen Fehdehandschuh aufhob, verteidigen mußte. Wenn die Scholastik noch heute wegen ihrer unfruchtbaren Subtilitäten verrufen ist, so verdankt sie es dieser Epoche, die wir die Scotistische nennen können.

10. Das also war hier das erste Stadium des Verfalles; und es führte naturgemäß zum zweiten, zum

Stadium der Skepsis. Dieses ist im Mittelalter durch den Nominalismus*) vertreten. Seine revolutionäre und skeptische Tendenz ist schon vielfach bemerkt worden. Wilhelm von Occam²⁰⁾ verwirft nicht bloß die Realität der Universalien; alle unsre Vorstellungen sollen nach ihm nur Zeichen sein, die, wie der Rauch mit dem Feuer, mit dem Gegenstande, dessen Zeichen sie sind, keine Ähnlichkeit haben. In bezug auf die erhabensten Fragen erklärt er: eine Erkenntnis Gottes als eines erkennenden, schöpferischen, unendlichen Wesens durch Vernunftgründe ist unmöglich; ebensowenig können wir wissen, ob im Menschen etwas geistig und unsterblich ist; und auch eine natürliche Moral gibt es nicht; denn Gott kann befehlen, was er will; er könnte ebenso Lüge als Wahrhaftigkeit, Ehebruch als eheliche Treue, Mord als Schonung des Nächsten, ja er könnte den Haß Gottes selbst gebieten, und dieser würde dann verdienstlich sein.

Der Einfluß der kirchlichen Autorität im Mittelalter war ein sehr mächtiger und stellte sich hemmend diesen skeptischen Tendenzen entgegen. Die Nominalisten aber suchten sich ihm zu entziehen; und sie taten es, indem sie der Kirche ihr Kompliment machten und erklärten, daß sie die Wahrheit ihrer Lehren nicht im geringsten antasteten. Sie selbst seien davon überzeugt, daß sie theologisch wahr seien, während sie sie allerdings ebenso entschieden für philosophisch falsch erklären müßten. Mit dieser Unterscheidung zweier entgegengesetzter Wahrheiten war natürlich das Wesen der Wahrheit selbst gänzlich annulliert.

11. Aber gegen diese Skepsis erhob sich gegen Ende des Mittelalters eine neue und mächtige Reaktion.

Bekannt ist das Auftreten zahlreicher und hervorragender Mystiker in dieser Epoche. Meister

Eckhardt³⁰), Tauler³¹), Heinrich Suso³²), Johannes Ruysbroek³³), sowie der Verfasser der Deutschen Theologie, die Luther herausgab³⁴), gehören mit andern hierher. Der große Kanzler Gerson³⁵), der, als der bedeutendste Mann seiner Zeit, das Konstanzer Konzil leitete, führt mit Recht den Namen des Mystikers.

Und neben der religiösen Mystik finden wir philosophische Spekulationen, die vermöge einer neuen, bisher unerhörten und durchaus unnatürlichen Methode sich in kühnem Fluge zu unnahbaren Zinnen der Wahrheit erheben wollen. Ich nenne hier nur einerseits die Lullisten, anderseits den berühmten deutschen Kardinal Nikolaus Cusanus.

Im dreizehnten Jahrhundert schon war in Spanien ein edler aber schwärmerischer Geist aufgetreten, Raymundus Lullus³⁶). Er hatte sich eine neue logische Methode ersonnen, die er die Ars magna nannte. Auf konzentrischen, vereinzelt drehbaren Kreisscheiben wurden Begriffe aufgezeichnet, und dadurch die verschiedenartigsten Kombinationen hergestellt. Es ist offenbar nicht abzusehen, wie auf solche Weise der Natur ihre Geheimnisse abgelauscht werden sollen. Aber Lullus versprach sich von dieser Erfindung, die ihm vom Himmel eingegeben schien, das Allerhöchste und machte sich mutig daran, Trinität, Erbsünde, Inkarnation und Erlösungstod aus bloßer Vernunft apodiktisch zu erweisen. Bei seinen Zeitgenossen hatte dieser seltsame Mann nicht eben viele Anhänger gefunden, aber im vierzehnten Jahrhundert mehrte sich die Zahl der Lullisten, so daß unter Gerson die Pariser Universität notwendig fand, ausdrücklich die große Kunst zu verdammen. Die Lullisten hatten für die Schriften ihres Meisters eine grenzenlose Verehrung. Der alte Bund, sagten sie, sei dem Vater, der neue dem Sohn, die Lehre des Lullus

dem hl. Geist zuzuschreiben. Sie sei nicht durch Nachdenken zu erforschen, noch durch Unterricht zu erlernen; ihr Verständnis sei nur durch höhere Eingebung zu erlangen möglich. Noch im Zeitalter der Reformation, wo selbst Giordano Bruno eine große Meinung von der Weisheit des Lullus hatte, waren die Lullisten so zahlreich, daß Paul IV., ähnlich wie früher Gregor XI., die Lehre verdammte und seine Schriften verbot.

Mehr noch als bei den Lullisten zeigt sich der kühne Aufschwung, den in dieser Epoche, im Gegensatz zur vorangegangenen, die Spekulation nimmt, bei Nicolaus Cusanus²⁷), der ebenfalls noch auf Giordano Bruno Einfluß übt. Er nannte seine Lehre „Docta ignorantia“, „Gelehrte Unwissenheit“. Unter ihr versteht er eine Unwissenheit, die ein alles Wissen übersteigendes Erkennen ist. Er nennt es ein „Schauen ohne Begreifen“, ein „unbegreifliches Begreifen“, „Spekulation“, „Intuition“, „Mystische Theologie“, „Dritter Himmel“, „Weisheit“ u. dergl. Das niederste Erkennen ist die Sinneswahrnehmung (sensus). Höher als diese steht die Vernunft (ratio). Über beide aber erhebt sich unser weitaus höchstes geistiges Vermögen, die intellektive Einsicht (intellektus). Der Sinn erkennt nur durch Bejahung, die Vernunft durch Bejahung und Verneinung, die intellektive Einsicht dagegen nur durch Verneinung. Das Gesetz des Widerspruchs besteht auf ihrem Gebiete nicht; vielmehr gilt hier geradezu das entgegengesetzte Prinzip, das der Koinzidenz der Gegensätze²⁸). In der kühnsten Weise werden vermöge dieses übervernünftigen Denkverfahrens Gott, Kreatur und die Einheit von Gott und Kreatur in der Inkarnation a priori konstruiert²⁹).

So sehr ich bedaure, nicht durch ausführlichere Mitteilungen die Art und Weise dieser letzten originellen mittelalterlichen Spekulationen anschaulich machen zu

können, so glaube ich doch, reicht auch das Wenige hin, um zu zeigen, daß sie meiner allgemeinen Charakteristik des vierten Stadiums jeder großen Gesamtperiode der Philosophie ebenso, wie im Altertum die Spekulation der Neupythagoreer und Neuplatoniker, entspricht.

Wenden wir uns also sofort zur Neuzeit.

12. Die dritte Periode hebt an mit Bacon von Verulam und Descartes⁴⁰⁾.

Der energische, reine Wissenstrieb jener Zeit ist bekannt. Ebenso aber sehen wir sie deutlich zu der natürlichen Methode zurückkehren. Die Erfahrung wird als die große Lehrmeisterin geehrt. Mit Bacons Namen ist der Gedanke an induktive Forschungsweise bis heute untrennbar verknüpft.*.) Ähnlich wandte sich Descartes der Beobachtung der Tatsachen zu. Als einer seine Bibliothek zu sehen verlangte, führte ihn Descartes in ein Nebenzimmer, worin kein einziges Buch, aber, an der Wand aufgehängt, ein geschlachtetes Kalb zu sehen war, das er zum Behuf physiologisch-psychologischer Untersuchungen zerlegt hatte. „Das“, sagte er, „ist die Bibliothek, aus der ich mir meine Weisheit hole.“

Die nächsten Nachfolger blieben der Erfahrungs-methode treu. Locke⁴¹⁾ hat auf solchem Wege Vieles und Treffliches geleistet. Und auch Leibniz⁴²⁾ tat noch manchen guten psychologischen Blick. Nur ließ die Zersplitterung seiner Tätigkeit ihn nur den kleinsten Teil seiner genialen Kraft der Philosophie zuwenden.

13. Aber alsbald tritt eine Störung ein, ähnlich wie sie nach einer ungleich längeren aufsteigenden Entwicklung im Altertum eingetreten war.

Es war in der Tat die Zeitlage in mehrfacher Beziehung jener der beginnenden griechischen Decadence